

SIMPLICISSIMUS

Deutschland verläßt den Völkerbund

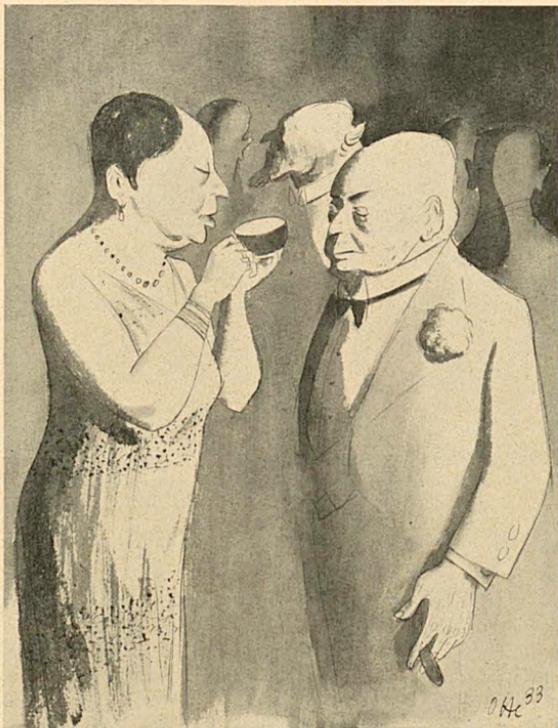
(Wilhelm Schulz)



„Unerhört, trotzdem ich ihm die vertragliche Abrüstung schon vierzehn Jahre lang versprochen habe, will er doch nicht daran glauben!“

Der neue Genfer Diplomatengruß

(Otto Herrmann)



„Wissen Sie schon, Baron, man grüßt jetzt nicht mehr ‚Bonjour, monsieur‘, sondern ‚Bien ajoiné, monsieur‘ — also nicht mehr ‚Guten Tag, mein Herr‘, sondern ‚Gut vertagt, mein Herr!‘“

Ultima ratio

Von Hans Seiffert

Selbstverständlich waren die Herren von der Vickers & Sons Ltd. sofort einverstanden, als sich völlig unerwartet ein Käufer fand für die sechzig Bombenflugzeuge modernster Konstruktion, die Paraguay in Auftrag gegeben, aber wegen innerpolitischer und finanzieller Schwierigkeiten nicht hatte abnehmen können. Sie betrachteten das Kaufangebot vielmehr als einen wahren Glücksfall, und daß es ausging von einem Privatmann, einem gewissen Herrn Brown —, nun, erstens konnte es ihnen gleichgültig sein, wer ihnen ihre Bombenflugzeuge abkaufte, wenn er nur zahlungsfähig war; zweitens hatte dieser Herr Brown bereits bei Auftragserteilung fünfzig Prozent der Kaufsumme angezahlt, und drittens: sie waren doch nicht umsonst Kriegsmateriallieferanten und also mit allen Wassern gewaschen, sie wußten doch genau, wer hinter diesem Brown steckte. Natürlich die ...ische Regierung, die eben aus irgendwelchen Gründen nicht selbst als Käufer auftreten wollte, sondern den Herrn Brown vorschickte. Wäre ja auch zum Lachen, ein

Privatmann, der sich ein Bombengeschwader zulegte...! Genau so wie im Direktorium der Vickers & Sons Ltd. dachte man auch bei Armstrong & Co., als hier wenige Tage später eine Bestellung auf hundert schwergepanzerzte Kampfflugzeuge und achtzig Jagdflugzeuge des schnellsten Typs einging, und auch die Henley-Werke sahen keinen Grund, den Riesenauftrag auf Spreng-, Brand- und Gasbomben aller Kaliber etwa deshalb nicht anzunehmen und prompt auszuführen, weil er von einem Herrn Brown ausging. Der Auftrag war gut, das Geld war gut, und Brown — hahä, Brown war sogar sehr gut! Ein ausgezeichneter Witz! Dennoch waren, was diesen Herrn Brown betraf, die Herren bei Vickers, Armstrong, Henley und den anderen Kriegsmaterialfabriken, die in der nächsten Zeit in Erledigung Brownscher Ordres mit Hochdruck arbeiten und Nachschichten einlegen mußten —, dennoch waren sie durchaus im Irrtum. Herr Brown war nicht Strohmänn irgendeiner Regierung, sondern wirk-

lich ein Privatmann, und das Dementi der ...ischen Regierung sagte ausnahmsweise einmal die Wahrheit, als es jede Vertagung der Regierung mit Brown entrüstet in Abrede stellte und sogar der lebhaftesten Beunruhigung über das seltsame Vorgehen des Herrn Brown Ausdruck gab. Während nun die Regierungen Anfragen und Noten wechselten, während die Kabinette und drei Dutzend Völkerbunds-ausschüsse in Sachen Brown in Permanenz tagten, schuf sich Herr Brown im Laufe weniger Monate eine gewaltige Kriegsluftflotte an Stärke und Schlagkraft die Luftflotten der Weltmacht bald überflügelt hatte. Das Geld? fragen Sie? Geld hatte er genug; als Erfinder und alleiniger Hersteller des Kaugummischwamms und anderer lebensnotwendigen Kleinigkeiten hatte er seinerzeit ein märchenhaftes Vermögen erworben und in allen Krisen nicht nur zu erhalten, sondern noch zu vermehren gewußt. An Geld mangelte es ihm also nicht. Und das technische Personal, die Besannungen für seine Luftflotte? Brown zahlte gut, und die Leute strömten ihm zu. In seinen Diensten standen die fähigsten Ingenieure, die kühnsten Piloten, die besten Maschinengewehr-schützen und Bombenwurfspezialisten. Verbote der Regierungen an ihre Untertanen, in Brownsche Dienste zu treten, blieben ebenso ohne jeden Erfolg wie die Aufforderungen an die Fabriken, Aufträge Browns nicht auszuführen. Das internationale Kapital witterte Profit und wollte ihm sich natürlich keinesfalls entgehen lassen; außerdem konnten die englischen und amerikanischen Fabriken auf die durch diese Brownschen Bestellungen bewirkte Entlastung des Arbeitsmarktes verweisen. Durch Abrüstungskonventionen noch weniger als die Regierungen beschränkt, rüstete also Herr Brown, exzerzierte auf den Flugplätzen seiner riesigen Besitzungen seine Luftgeschwader und beantwortete alle Anfragen mit Stillschweigen.

Aber was, zum Teufel, wollte er denn nun eigentlich mit seiner Luftflotte? Die Bestellungen füllten manche Spalte mit Vermutungen und authentischen Verlautbarungen, viele Leute zerbrachen sich den Kopf; die Wahrheit aber erfuhr kein Mensch vor dem 26. Mai.

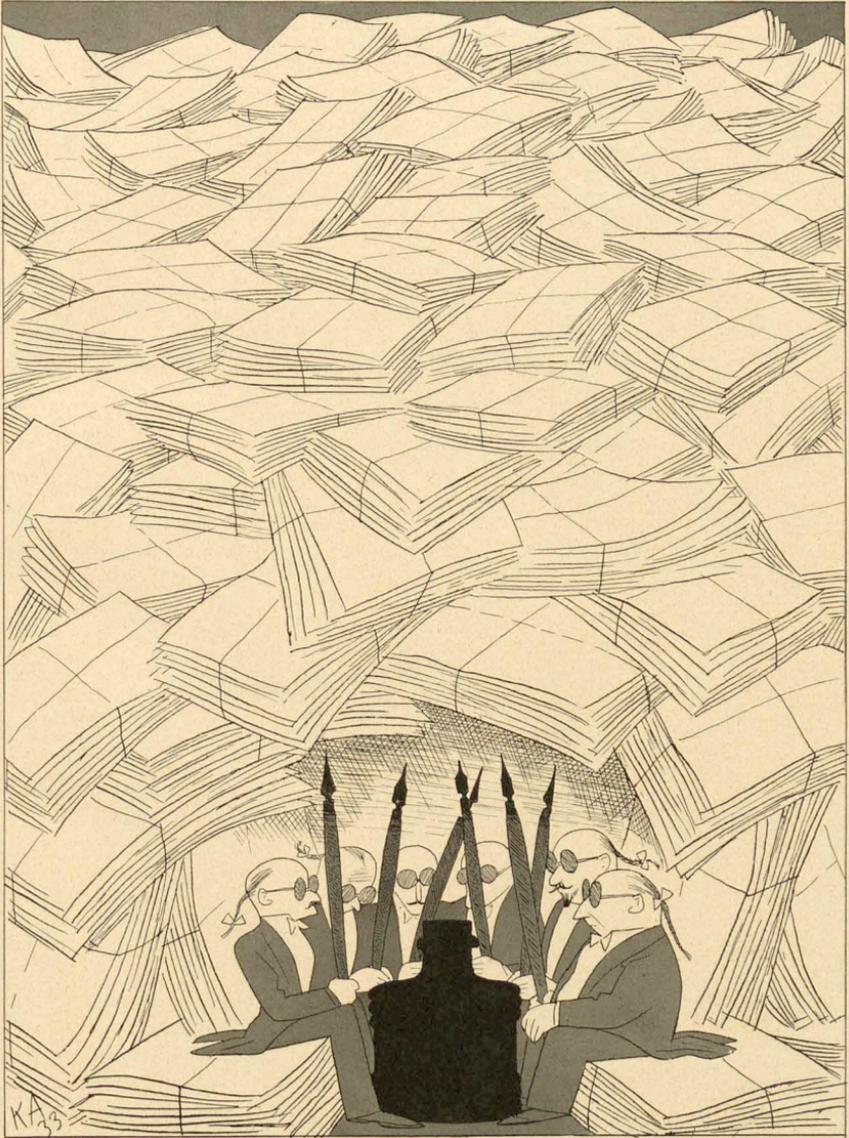
An diesem Tage erging Brown sämtlichen hochgerüsteten Staaten der Erde ein Ultimatum, „binnen zweiundsiebzig Stunden bedingungslos und vollständig abzurüsten, andernfalls er durch Luftangriff die Hauptstädte und Industriezentren der sich widersetzenden Staaten dem Erdboden gleichmachen werde“. Dieses Ultimatum schlug ein wie eine Bombe. Die Regierungen entfalteten eine fieberhafte Tätigkeit; ununterbrochen flogen Radiogramme und Staatstelephone hin und her; bei einem eiligeren diplomatisch-Präventiv-Weltkrieg vermaß man sogar das Frühstück und redete gleich zur Sache — ein unerhörtes Novum in der Geschichte der Diplomatie. Man ächzte diesen Herrn Brown als Feind der Menschheit, man errog allen Ernstes einen allgemeinen Präventiv-Weltkrieg gegen ihn, hatte aber — mein Gott, daß die Regierungen so etwas erleben mußten! — die Rechnung ohne die Völker gemacht, die fanden, daß Browns Forderung nach sofortiger Einlösung des feierlichen Abrüstungsversprechens höchst vernünftig sei, und von einem Widerstand gegen das Ultimatum, das sie begrüßten, ganz und gar nichts wissen wollten.

Als ein von der ...ischen Regierung auf eigene Faust unternommener Versuch, die ...ischen Luftstreitkräfte, durch nächtlichen Handreich Browns Hauptstützpunkt Brownstown zu zerstören, mit dem Siege der Brownschen Luftflotte und der völligen Vernichtung der Angreifer geendet hatte, kam in jenem Stunde auch die ...ische Regierung zur Vernunft. Sie unterwarf sich dem Ultimatum, vernichteten in kürzester Zeit sämtliches Kriegsmaterial — nicht ohne inniges Vergnügen erinnerte

(Schluß auf Seite 377)

Die Unsterblichen

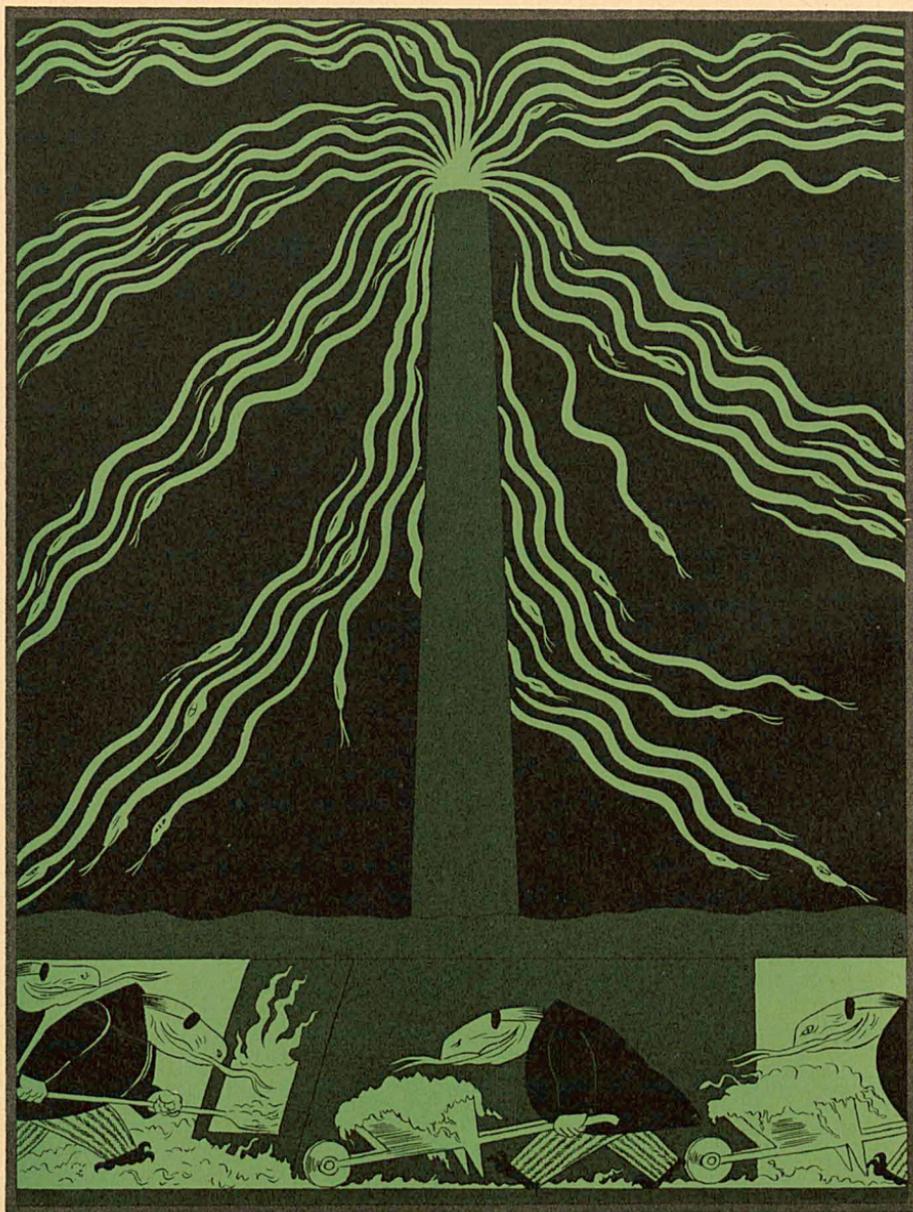
(Karl Arnold)



„Uns Genfer Diplomaten könnte im Ernstfall nichts passieren, die Akten der Abrüstungskonferenzen bieten uns einen bombensicheren Unterstand.“

Der Straßburger Sender

(E. Schilling)



Nicht entgiftet wird die Atmosphäre, sondern vergiftet!



KOMÖDIE DER ABRÜSTUNG

Die eben erschienene, große politische Sondernummer in vier Sprachen.

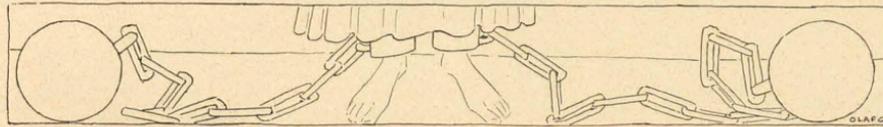
Sie bringt aufsehenerregende, authentische Berichte, die jeder Deutsche kennen sollte. Mit zwanzig Zeichnungen von Arnold, Gulbransson, Schilling, Schulz und Thöny kämpft sie

für den Frieden, – für Verständigung und eine bessere Zukunft.

Schicken Sie diese Sondernummer Ihren Freunden in Frankreich, in Italien, in England – überallhin ins Ausland!

Preis der Nummer 60 Pfennig bei Voreinsendung des Betrages auf Postcheckkonto München Nr. 5802 oder in Briefmarken. Bei Abnahme einer größeren Anzahl von Exemplaren bitten wir jeweils Angebot einzuholen.

Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München 13



(Schluß von Seite 374)

man sich dabei der tausend Gründe, mit denen sie die technische Undurchführbarkeit einer schnellen Abrüstung immer haarklein und überzeugend dargelassen hatten—, und als Brown sich von der restlos durchgeführten Abrüstung überzeugt hatte, tat er mit seinen Luftgeschwadern das gleiche: er verschrottete sie. Der einzige Leidtragende bei der Sache war das internationale Kapital, das nach einer kurzen, durch Brown entfalteten Konjunktur in Rüstungswerten nun durch eben diesen Brown gehörig eins auf den Hut bekam. Aber darum war es schließlich nicht weiter schade.

Mit dem Herz muß man sich in acht nehmen

Von Johannes Hardt

Die Dame war zweiundsechzig Jahre alt. Der Herr dreißendsechzig.

Er war geschieden, sie war Witwe. Sie hatten sich auf einer Bank am Tegernsee kennengelernt. Es war sehr heiß damals, und die kleine, dicke Frau Rechnungsrat Buchner mußte sich unbedingt hinsetzen, obwohl schon ein Herr auf der Bank saß. Es war ihr zwar etwas peinlich, aber sie war so erschöpft von der Hitze. Sie nickte ein wenig zum Gruß, dann holte sie nervös ihr Taschentuch aus der Handtasche und wischte; sie wischte immer wieder, langsam und etwas verlegen, über Stirn und Kinn. Sie nahm Kölnisch Wasser und besprengte das Tuch.

„Es ist sehr heiß heute“, sagte der Herr entschuldigend.

„Ja, sehr heiß“, sagte Frau Buchner und atmete tief auf. Sie dachte, daß das ein sehr netter, lebenswürdiger Herr sei. Eine leichte, weiße Wolke segelte daher im Himmelsblau.

„Wenn wir nur endlich ein Gewitter bekämen“, sagte der Herr, „ich spüre schon tagelang mein Rheuma in der Schulter.“

„Ach, Rheuma haben doch? Rheuma habe ich nicht, Gott sei Dank, aber das Schwitzen, das ist so lästig. Es kommt vom Herz, sagt der Arzt.“

„Mit dem Herz muß man sich in acht nehmen“, sagte der Herr.

„Ja, das ist nicht so einfach. Wenn man so viel hinter sich hat, wie ich...“

„Aber, aber, so sehen Sie gar nicht aus... Sehen Sie, ich zum Beispiel...“ und die kleine Frau Buchner hörte teilnehmend zu und nickte freundlich und wachte manchmal mit ihrem Tuch, weil ihr immer noch heiß war und weil ihr diese Vertraulichkeit fast etwas zuviel war. Als sie dann am Spätnachmittag auseinandergingen, wußte Frau Buchner, daß er eine Fabrik besitze in Thüringen, und daß er von seiner Frau geschieden sei.

*

Zu ihrem größten Erstaunen bekam Frau Buchner am nächsten Morgen einen Strauß dunkelroter Rosen und einen Brief von ihm in die Pension geschickt. Sie konnte es gar nicht fassen, daß die Blumen ihr gehören sollten; wer in aller Welt schenkt einer alten Frau noch Blumen? ... Aber so sehr sie sich darüber freute, so beunruhigt war

Blaue Afer

Da alles brach und Gott sich selber neigte ins aufgebrochene Jahr, im Sternenschein, trat wohl sein Engel neben ihn und zeigte die blaue Afer, welche ganz allein

im fahlen Morgen auf dem Friedhof war. Und sprach der Engel mild von ihrem Schein und wie sie unversehrt und rein im Morgen war und blau und stehend auf dem Grab allein.

Im fahlen Morgen neigte Gott sich ganz zu ihr heran, ins aufgebrochene Jahr, und sah verwundert, wie der blaue Glanz der Blume auf dem Kinde ausgebreitet war, das fangt im Erbe lag und so verborgen. Und trat der Engel wohl heran und stand wie er gereizt und still im fahlen Morgen.

Ernst Kreuder

sie auch. Was wollte der unglückliche Mensch von ihr? Sie war doch alt, zweiundsechzig Jahre alt und Großmutter!

Trotzdem machte Frau Buchner am Nachmittag ungewohnt viel Umstände beim Anziehen. Alles mögliche fiel ihr zu guter Letzt hinunter, und als sie endlich fort kam, war es gerade noch Zeit. Ganz punktlich kommt eine Dame sowieso nicht. Er saß schon auf der Bank, als sie kam.

„Sie haben mir so schöne Rosen geschickt!“

„Hat es Ihnen Freude gemacht?“

„Ja freilich, aber Sie dürfen doch kein Geld ausgeben für mich.“

Sie sprachen über vieles. Von dem schwärmerischen Brief, der fast eine Liebeserklärung war, wurde nicht gesprochen. Das beruhigte Frau Buchner sehr. Sie blieb auch angelehnt an die Bank, als er später seinen Arm knapp neben ihr auf die Lehne stützte und so ihren Oberarm berührte.

Im Laufe der nächsten Tage machten sie Spaziergänge am See und im Wald. Die Welt war auf ein mal so schön geworden. Eine Blume, eine Wolke, der Sonnenzauber am Waldboden, der Duft der Ernte aus den Heustadeln auf den Feldern, es hob sich alles heraus aus dem Gewohnten. Und er war so voll Rücksicht. Wenn sie müde war, bot er ihr den Arm. Und dann ging er einmal an, „Frau Inge“ zu ihr zu sagen. Als sie auf einer Bank ausruhten, gab er ihr den ersten Kuß.

*

Was war aus den beiden Menschen geworden in diesen Tagen! Sie, die nichts mehr für sich erwartet hatten vom Leben, überstürzte diese Liebe mit aller Macht. Es gab zwar Kämpfe für Frau Inge mit dem Komplex „Moral“ und „Alter“, aber mußte man sich nicht bald lösen von dieser Welt und gehen? Man war immerhin über sechzig. Frau Inge bracht die Kraft auf, dieser Liebe nicht aus dem Wege zu gehen.

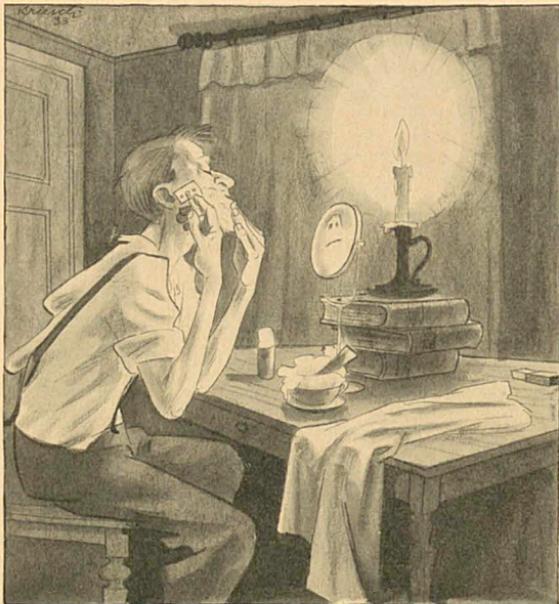
*

Sie trennten sich schwer nach glücklichen drei Wochen. Im Frühjahr wollten sie zusammen nach Florenz. „Unsere Hochzeitzeit“, sagte er. Am bittersten war der Gedanke beim Abschied (den junge Leute nicht zu denken brauchen), daß eines von ihnen gestorben sein könne bis zum Frühjahr... Briefe gingen hin und her. Immer war irgendwo ein

(Schluß auf Seite 378)

Schwarzarbeiter-Spekulation

(Rudolf Kriesche)



„Jetzt vadien! i täglich zwanzig Pfening mit dem Selbstrasieren — dös wär grad' die Wurst auf's Brot, wann's mir oaner auszuhalt'n!“

Ein Mensch . . .

VI

Ein Mensch wird mit der Zeit oft müde,
So daß er gar nicht ungern stürbe.
Nur der Gedanke ist ihm arg,
Daß er dann kalt in einem Sarg,
Gefeit zwar gegen Schicksalsschläge,
Doch immerhin gestorben, läge.
Je nun, wer tot ist, mausetot,
Hat, so zu liegen, keine Not,
Denn Kälte, Wärme, Nacht und Licht
Bekümmern eine Leiche nicht.
Jedoch, was nützt's? Ein Mensch, der lebt,
An irdischen Begriffen klebt
Und kann das Nicht-Gefühl von Leichen

Im voraus keineswegs erreichen,
Er stelle sich, so tot er will,
Er lieg' im Bette, steif und still,
Such' seinen Atem anzuhalt'n
Und alles Denken auszuschalt'n —
Die List und Mühe ist vergebens,
Es sprudelt neu der Quell des Lebens.
Der Mensch, der daraufhin erkennt,
Wie streng sich Sein und Nicht-Sein trennt
Und daß man, um in den Genuß
Des Tods zu kommen, sterben muß,
Gibt den Gedanken wieder auf
Und folgt dem weitem Lebenslauf.

Eugen Roth

(Schluß von Seite 377)

Zu Zeichen, ein kleines Kreuz, ein Kreis, das Hand: Diese Stelle habe ich geküßt.
Frau Inge erzählt ihrer Tochter nichts. Niemand sollte etwas wissen. Die letzte Liebe ist wohl so verschwiegen wie die erste.
Sie fing wieder an, sich zu pflegen. Sie ließ sich massieren und hielt streng Diät. Er wünschte, daß sie etwas schlanker würde bis zum Frühjahr.
Er schrie: „Ich schlafe schlecht. Ich wache jeden Morgen um vier Uhr auf und denke an Dich.“ Frau Inge stellte von da an ihren Wecker auf vier Uhr früh. Es wurde für sie die Stunde geflüsterter, hemmungsloser Liebesworte, ins Leere hingeredet, ans Kissen hin, und ihre streichelnden Hände trösteten und liebten . . .

Da fiel eines Tages im Wohnzimmer das große Bild des verstorbenen Mannes von der Wand, ohne daß das Glas zerbrochen wäre. „Wie komisch“, sagte die Tochter, „die Nagel hat sich gar nicht gelöst, es ist einfach heruntergesprungen durch irgendeine Erschütterung.“ Frau Inge aber wurde leichenblau. Am Nachmittag fand Anna die Mutter mit verweinten Augen im Garten.
„Was hast du denn, du hast doch was?“
Da erzählte die Mutter. Es stürzte wie eine Beichte aus ihr. Aber aus den bitteren Selbstanklagen der Untreu zu dem verstorbenen Mann wurde langsam ein kleines, zaghaftes, strahlendes Lied der Liebe. „Es kann keine Sünde sein, ich habe ihn so lieb. — Ich würde mein Leben hergeben für ihn“, sagte sie. Anna sah erstaunt, wie weich die Mutter wurde im Erzählen und wie hübsch. „Das gibt es nicht mehr unter den Jungen, unsere Generation ist anders“, dachte Anna.
„Nun hast du keinen Respekt mehr vor mir . . .“, sagte die Mutter.
„Respekt? Ich bin sehr stolz auf dich, daß du noch so lieben kannst.“
Sie nahmen Rosen mit hinauf. Man muß viele abschneiden jetzt, es ist ja Herbst. Die Rosen waren leicht vom Reif zerdrückt: bräunlich-feucht lag das äußere Blatt über der zögernden Entfaltung der Blüte.

Ein Brief war gekommen, der Frau Inge in große Aufregung versetzte. Er schrieb, sie möchte ihm so, wie sie es möglichst mit fünftausend Mark aushehlen. „Ja, das ist aber nicht so einfach“, sagte Frau Inge, „ich kann doch nicht unser biblisches Geld hergeben. Ich weiß ja gar nicht, ob ich es wiederbekommen kann, wenn es so steht mit ihm . . .“

„Ach, die Liebe!“, dachte Anna . . . und sie sagte: „Ja, es ist schließlich unser Einziges, und so ein Unternehmen schließt viel. Er kann sicher auch anderswo Geld herbekommen.“

Frau Inge entschloß sich, ihm zu schreiben, daß sie leider nicht aushehlen könne. Es sei eben ganz unmöglich. Sie schrieb sehr lange an diesem kurzen Brief, und sie fand diesmal keine Gelegenheit zu einem geheimen Zeichen . . . sie war etwas zornig über seine Zumutung.

Erst nach vierzehn Tagen kam Antwort. Er schrieb, daß er das Gefühl habe, man lebe sich auseinander, und außerdem brauche er eine Frau mit Geld in sein Geschäft. Er habe gehofft, in Frau Inge die ideale Frau zu finden, da sie aber kein Kind mehr sei, würde sie wohl einsehen . . .

„Ach so . . .“, sagte die Mutter nur und saß blaß da und legte den Brief etwas schräg aus der Hand. Es ging wie eine leichte Versteifung über sie hin, sie spürte es wohl, das Herz wurde ein wenig klein und schlug nicht so recht. Anna kam dazu, es war eigentlich nichts zu trösten. Aber die Mutter war so schweigsam, das war das Beängstigende.
Anna wollte irgend etwas sagen. „Sei froh“, sagte sie, „daß es so ist. Ja, sei froh, es ist wirklich ein Glück.“
„Ja, es ist gut so“, sagte die Mutter. Immer noch war diese Versteifung in ihrem Wesen.

Was ist die Liebe? Man liebt im Anders sich selbst. Das Totenhemd aber hat keine Tugend . . .

Hygiene

Die Frau Professor fährt mit ihrem kleinen Jungen zum Besuch seiner früheren Amme. Im Abteil breitet sie ihr Taschentuch über den Samt des Polsters aus. „Warum tust du das, Mutter?“ — „Man weiß nie, wie viele andere sich hier schon angelehnt haben.“ Bei der Ankunft hebt die Amme den Kleinen zu sich empor, um ihn ans Herz zu drücken. Doch der Knabe zieht sein Taschentuch heraus und breitet es auf dem Busen der Frau aus. „Was macht du das, Mutter?“ — „Ich möchte man machen. Wer weiß, wie viele andere sich hier schon angelehnt haben.“

Empfehlenswerte Hotels (alphabetisch geordnet)

Duisburg
Hotel Duisburger Hof

Freiburg i. Br.
Hotel zum Hirschen

Freudenstadt
Hotel Post. W. Luz

Herrenchiemsee
Schloß-Hotel

Leipzig
Park-Hotel
Hotel Sedan

Stuttgart
Schloßgarten-Hotel

Traben-Trarbach, Mosel
Hotel Claus-Feist

Triberg
Hotel Sonne

Wiesbaden
Hotel Nassau

SCHWEIZ:
Meiringen
Hotel Baer

Örlikon
Hotel Bahnhof

Zürich
Carlton Elite Hotel

Empfehlenswerte Gaststätten

SCHWEIZ:
Lucern
Restaurant
Rosengarten

Thalwil
Restaurant
Rebstock

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Motelstraße 69

Die original altd.
deutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler
Kottler Zur Linde
Markburger Str. 2
a. d. Tauentzienstr.

Das Berliner
Künstler-Lokal

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. **F. Czaykowskys** die Einzelnummer **RM 1.00**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.00**; **Anzeigenpreis** für die Bogenplatte **Millimeter-Zelle RM 1.35**; **Allgemeine Anzeigenannahme**: **F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 226 426, 226 427**; **Für Redaktionen verantwortlich**: **Dr. Hans Rethy, München**; **Druck**: **Druckerei G. M. H., München**; **Erstausgabe**: **München 1902**; **Redaktion und Verlag**: **München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307**; **Copyright 1933** by **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München**; **Druckort**: **München**; **Postfach**: **München 2002**; **Druck**: **von Stracker und Schröder, Stuttgart**; **Für unverlangt eingesandte Manuskripte** wird keine Gewähr übernommen, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. **Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.**

Die Jagd im Gebirge



Ein Handbuch für jeden Gebirgsjäger
Reich illustriert von Prof. Ludwig Dohstweim
In Prachtband nur M 10.—
F. C. Mayer Verlag, München 2 C

Das vorliegende Werk gibt eine klare, leicht verständliche Anleitung für den weidgerechten Betrieb einer Gebirgsjagd. Gleichzeitig ist es ein Leitfaden für die Ausbildung des Jagdleitenden und ein allgemeines Handbuch für den Gebirgsjäger überhaupt, wie auch für den Jagdleiter.

Herzog Ludwig Wilhelm in Bayern war als anerkannter und meistbefahrener Gebirgsjäger aller Tradition, als Führer der größten Hochgebirgsjagen in Bayern in erster Linie dazu berufen, dieses hochbedeutende und gründliche Handbuch für die gesamte Gebirgsjägerwelt zu schreiben, wobei ihn Professor Ludwig Dohstweim durch seine bekannt ausgeprägten und sehr instruktiven Zeichnungen trefflich unterstützte hat.

Das gesamte schwierige Thema ist ausführlich in neun Kapiteln behandelt, so: „Der Gebirgsjäger“, seine Ausbildung, sein Verhalten, die Unbedingtheit von ihm zu fordernden Eigenschaften und Kenntnisse, „Der Dienst im Revier“, die einzelnen Arten der Jagd, wie Pfeilschuss, Keilschuss, Stieglitz, Drücken, ferner Schutzzeichen, Schutzleistungen, der Abschuss und vieles andere mehr. Ein anderes Kapitel zeigt das in der Gebirgsjagd vorkommende Wild: Rot-, Braun- und Rehwild, Fasan, Marmelade, Auer- und Ferkelwild, Kaffel-, Hasel-, Edelmur, Steinbock, Waldschneepfe, Wildente, Fuchs, Dachs, Fischotter, Marder, Iltis, Wiesel und die jagdbaren Hundebelg.

Der Wildbege ist ein weiteres Kapitel gewidmet, wobei besonders eingegangen wird auf die Winterfütterung, die Gulasen und die Zerflechtung der Klamm im Sommer. Zutreffend daran wird die Behandlung bei erlegtem Wildes dargestellt, die verschiedenen Arten der Hunde, die bei der Gebirgsjagd zur Anwendung kommen, ihre Jagd, Aufzucht, Pflege und Fütterung. In dieser interessanter Weise hat der Autor das dritte Kapitel „Die Waffen und das Jagdgerät“ behandelt. Im letzten Kapitel finden wir alles Wissenswerte über Robben und Spatzen, Vintennasen, Einige Sportliche Ausbeutungen, welche das Wildern sein. Aufschließend daran sind die handlichen Schutzzeichen für Handfeuerwaffen veröffentlicht, die Wildschützen, ein alphabetisches Register der wichtigsten Ausbeute, Muster für Dienstleistungen, Wochensapporte, Schutzzeichen, Viten für eingegangenes Wild, Abwehr- und Schutzzeichen und Jagdabzeichen für die Gebirgsjäger in Nord und Süd, in Österreich und in der Schweiz sein, wird dieses Handbuch fähig in Gebrauch haben; wer Interesse für die Gebirgsjagd hat, wird es nicht entbehren können.

Durch jede Buchhandlung

Lieber Simplicissimus!

Die Ehefrau las aus der Zeitung: „Der Völkerbund kommt zu keinem Resultat und verläßt sich: Der Ehemann brummt: „Was hast du da für eine alte Zeitung? Das habe ich schon voriges Jahr gelesen.“

In „Dräsdn“. Vor dem Fenster einer Eiskonditorei. Im Fenster prangt, zwecks Anlockung des Publikums, ein ausgestopft Eisbär, ein Eishörchen zwischen den Vorderpranken.
Vor dem Fenster steht ein kleines Mädchen mit seiner Mutter.
Die Kleine: „Ei, Muttel, gugg mal, een Leewel!“

Die Mutter: „Echa, dees is doch gee Leewe, dees is een Eisbär!“
Die Kleine: „Nu, warum d'n?“
Die Mutter: „Dees siehste doch, du dumme Bibi, där hat doch ä Eischöchen in der Hand!“

Best-Ausgabe
Berliner Sonntag
Wort-Wörterbuch

**BUREAU
FÜR
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE**

**H. U. R. GERSTMANN
BERLIN W. 35
DOHNBERGSTR. 7. 8. 2 LUTZOW 4807/8**

LIEFERUNG
VON ALLEN
NACHRICHTEN-ABBILDUNGEN,
INSERATEN

IN- UND AUSLÄNDE
TM. ABONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN

**Münchener
Kammerspiele
im
Schauspielhaus**

Die führende
moderne
Schauspiel-
bühne

„Besser wird nirgends in Deutsch-
land gespielt!“ Neue Zürcher Zeitung.

**Neue
Londoner Zeitung**

Einige englisch-deutsche
Wochensetzungen, die in Groß-
britannien erscheinen.

Contains leading articles and
up-to-date information of
particular interest to all Ger-
man-speaking people.

Hervorragende Anzeigen-
blatt.

Kostenlos Probehefter
durch: Send for free copy:

Neue Londoner Zeitung
Bush House London W. C. 2, England

Ein Dokument
der Inflation und Korruption

Berliner Bilder
von Karl Arnold

Kartieriert RM. 1.— RM. 2.—
Simplicissimus-Verlag, München 13

Neurasthenie

984 Werkzeuge
enthält unsere interea. Groß-
Katalog. Westfäl. Werk-
zeugfabr., Hagen 251 / Westf.

Keine prächtige
Bilderbuch
mit 1000 Bildern
katt. Wert. N. N.
gratis und eine
schöne u. unverst.
Illustrat. (Kunst-
Josef Weid, Neumarkt, Opat.)

Des
Deutschen Michels
Bilderbuch
Kartieriert RM. 1.—
Simplicissimus-Verlag
München 13

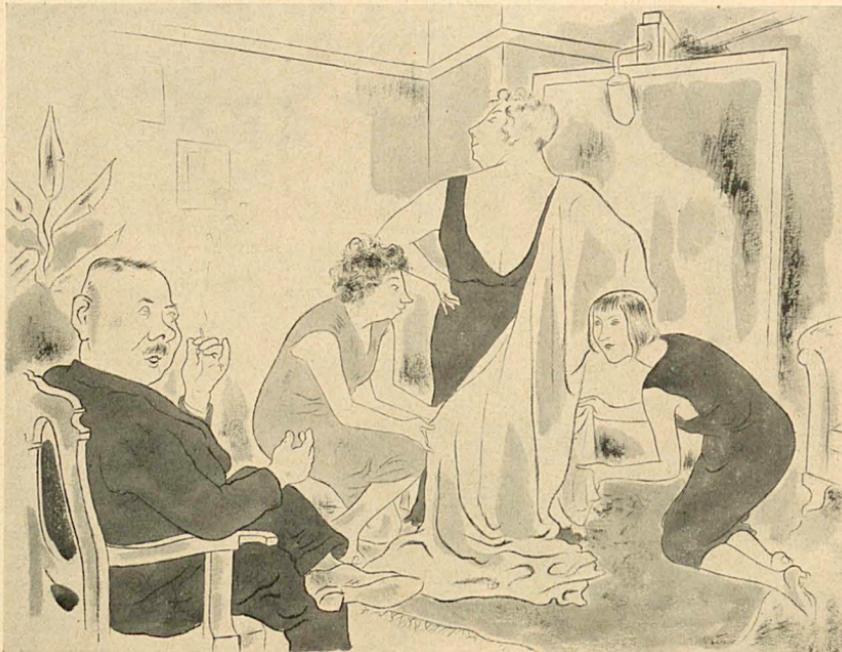
Photo-Gutsein:

1. Jahr kostenlos die aktuellen
„Photo-Mitteilungen“ bei
Bezug auf diese Zeitschrift

2. Anfänger-Angebot für Heulinge
3. Gelernter: Liste für 100
4. Kamera-Tausch für Kenner

5. Katalog - Teilzahl - Garantie

Photo-Schön / München 2 100
RM. 2.00



„Aber, Männer, diese Farbe macht mich doch viel schlanker!“ — „Eben darum, für mich bedeutet das eine Besitzverkleinerung.“

Die Legende vom himmlischen Reich

Von Ernst A. Schmidt

Nun sollte Peter Navratil sterben. Der Priester war da. Er hatte beendet, was die Kirche zum Heil der Seele zu tun vorschreibt, und kniete jetzt neben Peters Lager in lautlosem Gebet: Der Arzt stand am Kopfende, schweigend, mit sachlichem, undurchdringlichem Gesicht. Peters Frau, Angèle, saß zusammengeschrumpft auf dem Betrand und schluchzte leise vor sich hin. In dem armseligen Ge- laß sah es aus wie in allen Sterbezimmern: unordentlich, grau, hoffnungslos. Armut und Tod erfüllten es mit ihren un- guten Gerüchen, obgleich der Arzt das Fenster geöffnet hatte. Aus der Tiefe der Gasse drangen Kinderstimmen herauf, von weiter her die rastlosen Geräusche der Großstadt. Ein Luftzug bewegte den brüchigen, zerschlitzen Vorhang. Draußen im dunklen Vorplatz schlief Peters und Angèles Kind, das lange geschrien hatte, in seinem Wäschekorb. Es war Nach- mittag, im Frühling. Peter Navratil, der da lag, der mühsamen Verrichtung des Sterbens unterzogen, war neununddreißig Jahre alt. In seiner guten Zeit war er Oberkellner gewesen und weit herum gekommen. Erst vor drei Jahren hatte er sich zur Ehe entschlossen, hatte diese Angèle genommen, was keiner von dem flotten, gut aussehenden Monsieur

Pierre (es war in seiner Pariser Zeit) er- wartet hätte. Denn Angèle, Lingère im Hôtel de la Couronne, mit schönen, sehr warmen, etwas scheuen Augen, hinkte ein wenig. Peter Navratil aber hatte sie ge- nommen, weil er diese Augen und ihre Hände liebte, und weil das kleine Zimmer- mädchen aus der Genfer Vorstadt in seiner Hotellaufbahn gut und sauber geblie- ben war, von innen und außen. In der glücklichen Zeit, in der Angèle ihr Kind empfing, begann Peter ein wenig zu hüsteln. Eines Nachts, als die letzten Gäste eines großen Banketts ihm das Trinkgeld zugesteckt hatten, wurde ihm schwindlig, und er erbrach ziemlich viel Blut. Dann kam der Arzt, das Kranken- haus, noch mehr Ärzte, schließlich das Sanatorium. Viele böse Dinge kamen. Zwischenhinein gebar Angèle ihr Kind, das gesund und kräftig war. Peter indes wurde kränker und schwächer. Das Geld ging aus, da zogen sie in die schmale Gasse. Angèle fand Arbeit in einer Wäscherei. Sie verstand sich ja darauf. Zu Hause lag ihr kranker Mann und ihr gesundes Kind. Sie liebte beide. Wenn sie heimkam, tod- müde, war sie bei ihnen. Hätte es nicht so weitergehen können? Mehr hätte sie gewiß nicht verlangt. Aber nun sollte Peter, ihr Mann, sterben. Was nächte-

langes Beten heißt, wußte sie. Sie hatte auf ein Wunder gehofft, solange sie an Gott glaubte. Es gab keine Wunder. Was war das — Gott? *

Peter hatte, bevor Arzt und geistlicher Herr erschienen waren, um ihm die beschwerliche Reise nach Möglichkeit zu erleichtern, schwere Stunden gehabt. Sein Herz stieß schmerzhaft, und das Atem- holen wurde immer mühsamer. Einmal hatte Angèle die Hand auf seine Brust gelegt, ganz zart (sie konnte nicht anders). Aber bald nahm er sie und legte sie weg. Sterben ist eine harte Angelegenheit, man muß sie allein besorgen. Später, als sie das Kind draußen gerichtet hatte, sah Angèle sein Gesicht von einer so ungeheuren Verzweiflung verzerrt, daß ihr dieser Anblick wie ein Säbelhieb ins Herz fuhr. Er drehte das Gesicht zur Wand. Bald darauf aber sah er sie wieder an. Seine braunen, übergroß gewordenen Augen folgten ihr still überall hin, bis Arzt und Seelsorger kamen. Seither hielt Peter die Augen geschlossen. Er lauschte einer Musik, wie er sie so schön niemals gehört hatte. Sie schien überall her und auch aus ihm selbst zu kommen. Sie trug ihn und erfüllte ihn mit wunderbarer Gewißheit.

(Schluß auf Seite 382)

Petit Parisien

(E. Thöny)



„Ein unverträgliches Volk, diese Deutschen, nun kämpfen sie sogar um Gleichberechtigung und Frieden!“



(Schluß von Seite 390)

Gern hätte er Angèle davon gesprochen, doch gab er es, als zu mühsam, auf. Aber er versuchte, sein Glück in sein Gesicht zu legen. Sie würde es dann schon verstehen. Manchmal entfernten sich die Töne von ihm, er vernahm murmelndes Beten und glaubte, seine Frau weinen zu hören. Das tat so weh, daß er sich zu erkennen mühte, was um ihn vorging. Aber dann kamen voll und wunderbar befreiende die Töne zu ihm zurück, und er vergaß das andere.

Plötzlich empfing er einen schweren Stoß gegen die Brust. Und dann noch einen und einen dritten. Der Atem setzte aus, sein Herz stand still. Eine unsäglichle Trauer erfüllte ihn. Das ist das Ende, dachte er ganz klar. Um ihn war es dunkel. Er sank oder schwebte mit leisem Raschen ins Unendliche, irgendwohin. Dann löschte er aus.

Als Peter die Augen aufschlug, wußte er sofort, daß Gott da war. Es war eine nie gekannte Helle um ihn, die ihn dennoch nicht blendete. Ruhig stand er darin. Jetzt wußte er auch: die Musik, die er sterbend gehört hatte, war nichts anderes als diese Helligkeit. Und Töne und Licht waren nur ein winziges Teilchen von Gott, der ihn umgab und in ihm war. Peter begriff mit einem Schlag alles.

Er erkannte um sich eine Reihe Gesichter: dies war ja Ika, sein früh verstorbene Schwesterchen. Einen Engel, zu gut für diese Welt, hatten die Leute auf dem Dorf es genannt. Und den dicken Jerome sah er hier, der seine Söhne so zärtlich liebte, aber die eigene Frau umgebracht hatte, der Versicherung wegen. Man fand ihn dann in seiner Zelle erhängt. Oh, wie viele waren da, die er nicht hier erwartet hätte! Aber er wunderte sich nicht. Es war ja nun auch selbstverständlich, daß er selbst hier war, er, der zuletzt auch aufgehört hatte, an Gott und Gottes Gerechtigkeit zu glauben...

Wie er sie aber ansah, fühlte er, daß sie einander wunderbar ähnlich seien. Auch er selber war ihnen ähnlich oder sogar gleich. „So ist das also“, sagte er und fühlte sich überaus leicht und glücklich. „So ist das, Peter“, sagte Gott und lächelte ihn an. Peter fühlte, daß Gott ihn anlächelte, und gab das Lächeln zurück. Es war das gleiche Lächeln wie das der andern. Peter wußte auch sofort, daß es eigentlich nur Gottes Lächeln war. Einen kleinen Augenblick lang wunderte er sich, daß alles so einfach war und daß er es nicht schon vorher verstanden hatte. Von diesem wunderbaren Lächeln Gottes kam die Musik und all die Licht, das nicht nur hell, nicht nur durchsichtig, sondern glücklich machte!

„Verzeihen Sie“, sagte er dann schüchtern zu Gott, „gewiß weiß ich, daß alles recht ist, so wie Sie es gemacht haben. Ja

wirklich, jetzt weiß ich es! Aber man sagte mir doch —“ Hier brach er ab. Aber er sah, daß Gott auch seine Gedanken vernahm.

„Ja, man sagt es und man lehrt es, daß jene zur Hölle verdammt seien, die in Sünden und ungläubig dahinfahren. Es ist mein Wille so, Peter, du begreifst es ja jetzt.“

Peter begriff es. Aber dann nahm er sich den Mut und sah Gott an, in den klaren Gesichtern all der Seligen um ihn her, die im Leben Fromme oder Verbrecher oder nur vielerlei gewesen waren, und fragte Gott: „Doch warum müßten wir erst fern von Ihnen leben? Man hat uns gelehrt, daß unsere Vorväter daran schuld waren, weil sie Ihre Gebote übertraten. Aber da es doch Ihr Wille war, daß sie das taten — wie konnten Sie sie dafür strafen? Und mit ihnen alle, alle, die nachher kamen? Konnten wir nicht ewig in Ihnen bleiben? Warum haben Sie uns dem Leben überlassen und getan, als seien wir allein? Warum müßten wir erst Menschen werden und als Menschen leiden, wenn wir doch ein Teil von Ihnen, ja Sie ganz und gar in Wahrheit sind?“ Dies hatte Peter auf dem Herzen gehabt und mit vor Gott gebracht. Er war bereit gewesen, sich Gottes Gericht zu stellen, aber auch entschlossen, Rechenschaft zu fordern. Und jetzt hatte er es zwar gesagt, aber es war keine Anklage mehr. Er wußte ja jetzt, daß gut war, was Gott tat. Nein, es war nur noch eine einfache Frage, die er stellte, und während er sprach, fühlte er Gott näher kommen und erwartete ihn froh.

Und Gott kam in seiner ganzen herrlichen Größe zu Peter. Nicht als brausender Orkan, nicht als zerschmetternder Berg, Gott war kein Gericht. Gott kam als Stille. Sie zog in Peter ein. Sie öffnete sich ihm groß, und er durchdrang sie. Fern, ohne Laut und Spur, verwehte, was nicht Gott war. Klarheit hob ihn auf. Das Verborgene ward offenbar. Fülle umgab ihn. Dies war Gottes Antwort auf die ewige Menschenfrage: Er tat sich auf.

Von den unhörbaren Stößen, unter denen der Leib ihres Mannes zerbrach, war Angèle aufgefahren. Wie ein Verurteilter vor dem Fallbeil, irr vor Angst, starrte sie ihm ins Gesicht. Dieses Gesicht schien schon erloschen, Schatten wuchsen aus ihm, es begann fremd zu werden. Dann aber, als ihre Lippen sich schon zum schrecklichsten Schrei öffnen wollten, sah sie es leise in ihm aufschimmern. Immer mehr Glanz trat hinein, Peters Mund wurde so schön. Ach, herrlicher wurde sein Gesicht als jenes geliebteste, das nur sie allein kannte. In diesem Augenblick flüsterte Peter, jede Silbe betonend, unsagbar glücklich: „Wun—der—bar!“

Dann reckte er sich, streckte sich lang aus und rührte sich nicht mehr. Sein Mund blieb, wie vor Überraschung, ein wenig offenstehen.

Der Arzt trat hinzu, nahm Peters Hand einen Augenblick und legte sie dann auf das Laken zurück. „Er hat ausgefallen“, sagte er gedämpft und mit etwas belegter Stimme, während er Angèle die Hand gab. Dann strich er sanft und mit berufs-mäßigem Geschick über Peters Augen. Auch der Priester erhob sich. „Gott erbarmt sich unserer Sünden“, sagte er fromm und schlug das Kreuz über dem Toten. „Er wird auch ich dereinst aufnehmen ins himmlische Reich.“ Noch einiges sprach er, was ihm angemessen schien. Er war ein alter Mann und gab, was er geben konnte. Er meinte es gewiß gut.

Dann saß Angèle allein in der dunklen Stube. Peters Züge konnte sie nicht mehr erkennen. Sie wünschte es auch nicht. Eine große Stille war in ihr und um sie. Sie war bei Peter. Und Peter war bei Gott. Im himmlischen Reich... Das wußte sie jetzt.

Erst als sie das Kind draußen sich regen hörte, fing sie an bitterlich zu weinen.

Lieber Simplicissimus!

Ludwig Thoma machte des öfters einen Abstecher nach Großdingharling bei München und verkehrte dort in der durch ihre gute Küche weithin bekannte Wirtschafte. Er unterhielt sich gerne mit den Wirtsleuten, bei denen er sich großer Beliebtheit erfreute. An einem schönen, sonnigen Herbsttag war er wieder einmal mit seinen Freunden vom Herzstammisch gekommen, fühlte sich besonders wohl und sagte zu der Wirtin, indem er mit der flachen Hand auf den Tisch schlug: „Herrgott, Frau Wirtin, is bei euch schön! Da komm' i amoi im Winter raus mit 'n Schlittn' und bleib' a paar Tag!“ Die Wirtin maß ihn mit einem langen Blick und ging vom Tisch weg, ohne irgend etwas zu erwidern. Thoma sprach den Freunden gegenüber seine Verwunderung aus, daß die sonst so gesprächige Frau seine Mitteilung so schweigsam und ohne jede Freudenbeziehung quittiert hatte. Kurz hernach kam auch der Wirt an den Tisch, und Thoma wiederholte seinen Verspruch. „Ja, Herr Doktor“, lautete die Antwort, „mei Oite hat mir's scho' g'sagt. Wissen S', mir ham Eahna arg gern und g'rein' uns, wenn S' alloa oder mit ihre Freind einkehren. Aba da S' mit 'n Schlittn' kemma und glei a paar Tag' bleib'n woll'n, des geht bei uns net. Alloa recht gern, aba net mit 'n Schlittn'.“

Und da ist dem Ludwig Thoma siedigheiß eingefallen, daß im Altbayerischen ja Schlittn' und G'schpui ein und dasselbe bedeutet.

Winterhilfe für die Notstandsgebiete

(Olaf Gulbranson)



Helft den ärmsten Brüdern und Schwestern!

OLAF GULBRANSON 33



Die Hände, die voreinst gesät,
die schweren Schritte hin und her,
die Arme, die das Korn gemäht
und die es banden, sind nicht mehr.

Sie, der sie dienten Jahr für Jahr
in harter Fron, um kargen Sold,
die Erde, alt und wunderbar,
hat sie zu sich herabgeholt.

Am schmalen Rain, im Ackerland.
im weiten Felde steht ein Pflug
und wartet auf die nächste Hand —
Es ist noch lange nicht genug.

Dr. Owlglaß